

Elke Lorenz

Machtworte

Roman

mitteldeutscher verlag

Alle Rechte vorbehalten! © Mitteldeutscher Verlag

Elke Lorenz, geb. 1950, studierte Journalistik in Leipzig und arbeitete danach drei Jahre lang in einer Kreisredaktion. Es folgten erste literarische Arbeiten. Nach der Wende war sie verantwortlich für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Stadt Bautzen. Seit 2009 widmet sie sich wieder vermehrt ihrer schriftstellerischen Arbeit. „Machtworte“ ist ihr Debütroman. Elke Lorenz lebt in Wuischke am Czorneboh bei Bautzen.

1. Auflage

© 2022 mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

www.mitteldeutscherverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Gesamtherstellung: Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale)

Umschlagabbildung: © Archv – shutterstock.com

Lektorat: Manfred Jendryschik, Leipzig

ISBN 978-3-96311-683-4

Printed in the EU

Alle Rechte vorbehalten! © Mitteldeutscher Verlag

I

Ich brauche ein Kind für diese Geschichte. Ein Kind, einen Mann, eine Frau. Alles andere wird, meine ich, am Rande bleiben können. Wichtig sind mir nur diese drei. Ich habe mich weit genug entfernt von ihnen, das Kind, der Mann, die Frau sind mir fremd. Jede Erinnerung an sie ist Spiel, mein Spiel, in dem ich ihnen immer nur meinen Text vorsagen kann, und der kommt aus einem anderen, späteren Geschehen. Das Kind also in dieser Geschichte ist das Kind. Es hat immer recht. Es ist schuldlos. Die Frau ist die Frau in der Geschichte. Sie hat immer recht. Sie ist schuldlos. Der Mann in dieser Geschichte ist der Mann. Er hat immer recht. Er ist schuldlos.

Ich schreibe diese Sätze auf das Papier und staune. Immer wollte ich schreiben. Immer war anderes zu tun, Wichtigeres, Lebenswichtiges. Man muss nicht schreiben, wenn es ums Leben geht, da muss man fürs Leben sorgen, sein eigenes und das seiner Kinder zum Beispiel. Ich glaube denen nicht, die sagen, sie könnten nur leben, wenn sie schreiben. Sie würden anders leben, aber leben würden sie schon. Nun schreibe ich also, und als Erstes sind es diese Worte vom Rechthaben und Schuldsein und Unschuldigsein und Richtig und Falsch. Als hätte ich mein Leben lang unter Anklage gestanden.

Wenigstens muss ich nicht reden darüber. Unmöglich, darüber zu reden. Immer sind es die falschen Worte, der falsche Ton, am falschen Platz, nie fügen sie sich zu dem, was man eigentlich meinte, und immer verstehen alle etwas anderes, Ihres.

Schreiben vielleicht, das kann gehen. Aber dann soll man auch wieder reden mit denen, die es gelesen haben. Dabei hat man doch alles gesagt.

Also der Mann. Die Frau. Das Kind. Das Kind, es ist ein Mädchen.
Es oder sie, egal von nun an.

Als das Kind den Mann und die Frau als Mutter und Vater begriff, lebten sie in einem Dorf, das, gebettet in Felder und Wiesen und umsäumt von Wäldern, einen Berg hinaufwuchs, der sich gegen ein Felsengebirge lehnte. Eigentlich muss ich nicht sagen, dass das Dorf sehr schön war, jedes Kindheitsdorf ist schön, aber es blieb es auch, als ich Jahre später mit alten Augen nun dorthin zurückkehrte, stauend, dass alles so anders ist, kleiner sowieso, irgendwie aber auch erbärmlich, und ich erbarme mich.

Das Haus also, in dem das Kind geboren wurde, lag in der Mitte des Ortes an einer langen Straße, die sanft, aber stetig steiler und steiler anstieg und die Häuser im Tal mit dem Oberdorf verband. Die Alten liefen die Straße zu Fuß hinauf und schoben dabei, den Oberkörper gebeugt, die Arme weit nach vorn gestreckt, ihr Fahrrad vor sich her. Nur die Kinder schafften es, mit schwerem Tritt und keuchendem Atem ohne abzusteigen oben anzukommen an der alten Linde. Sie war, schien dem Kind, der schönste Baum im Dorf. Im Frühjahr brachen aus ihren Knospen die Blätter hervor, nicht grün, sondern licht wie die Sonne selbst, im Sommer strömte der Duft der Blüten an windigen Abenden hinunter bis in das Haus, in dem das Kind in seinem Bett wartete auf seinen Schlaf, und im Herbst trotzten die nun gelben Blätter dem Sturm noch, wenn die anderen Bäume längst laublos waren. Bis der raue Reif die kahlen Zweige in ein eisiges, weißes Spitzenkleid gehüllt hatte, saßen oder standen die Männer unter ihr vor der Kneipe, manchmal bekamen die Kinder von ihnen ein großes Glas Fassbrause geschenkt, oder der Wirt gab ihnen davon, wenn sie schon etwas faulig schmeckte und wegmusste.

Von dort oben an der Linde war es nur einen kurzen, dem Kind immer lieben Weg weit durch eine Wiese in den Wald hinein. Sie duftete nach den Blumen, die im Jahreslauf auf ihr wuchsen, Löwenzahn, Glockenblumen, Margerite inmitten von filigranen Gräsern, dem frischen Gras bei der Mahd, dem süßlichen Heu. Im Herbst schließlich trug der Wind den schweren, erdigen Geruch vergilbender Blätter und Gräser noch ein Stück hinein in die dunklen Fichtenwälder, die alles Licht verwahrten in ihren dichten Zweigen. Nicht lange lief das Kind durch den Wald, bis sich der Abgrund vor tief sich spaltenden Felsenschluchten auftat und dahinter, fast aufrecht in den Himmel ragend, gewaltige und trotzdem leicht und bizarr wirkende Gesteinsgestalten, die dramatische Kulisse für einen breiten Fluss, der, weiße Dampfschiffe und lange Lastkähne tragend, tief unten sich langsam und sanft durch das Tal wand.

An den Felsen haben die Jungen des Dorfes sich im Sommer zu ihren Mutproben versammelt, wer beim Klettern zauderte und abrutschte und dabei gar in Todesangst nach der Mutter rief, war für alle Jahre verlacht. Das Kind war da froh, ein Mädchen zu sein, das nur zusehen musste und die Jungen zu rühmen hatte. Nie wäre sie auf einen Felsen gekrochen. Schon wenn sie durch den Schwarzen Berg im Ort gehen musste, eine Felsenschlucht hinunter zu einem flachen, aber wilden Fluss, auf dessen anderer Uferseite das Haus der Großeltern stand, konnte sie vor Angst kaum noch atmen. Der steile Pfad zum Talgrund war von der Straße weg in den Stein gehauen und ersparte den langen Weg um den Felsen herum, er war schmal und glitschig. Wasser sickerte durch die offenen Adern der dick mit Moos bewachsenen Felswände, rann durch das Geflecht aus Pflanzen und Wurzeln hinunter zum Fluss, feucht und dumpf und nie von einem Sonnenstrahl besänftigt stand die Luft zwischen den Granitsteinen, legte sich in jede Pore ihrer Haut, die Angst schnürte

ihr den Hals zu. Nur schnell hier fort wollte das Kind, rannte fast hinunter und riss sich, weil es nicht achtgab, Schultern und Arme an den Steinwänden, um bloß bald am Fluss zu sein, durch den man im Sommer gleich hindurchlaufen konnte zum Haus der Großeltern und dahinter in die wieder sonnen-duftenden Wiesen und Felder hinein.

Erst viele Jahre später, sie hatte in einer Gondel hoch über einer Bergschlucht schwebend gemeint, vor panischer Angst ersticken zu müssen, erzählt ihr die Frau, was das noch sehr kleine Kind damals sofort vergessen musste. Die Hände in die Korbwand des Kinderwagens gekrallt, die Augen weit aufgerissen nach vorn in den Abgrund starrend, war es schreiend diesen Weg immer schneller werdend hinuntergerast über die vereisten Steine und Stufen springend, nachdem sich die Bremsen des Gefährtes oben auf der Straße im Rücken der Frau, unbemerkt von ihr, gelöst hatten. Wohl im letzten Augenblick, bevor der Wagen mit dem Kind die Felsen hinabgestürzt wäre, haben Jungen, sie schlinderten die von ihnen zur Todesbahn ernannte Schlucht hinunter, den Wagen festgehalten. So blieb das Kind zufällig im Leben, aber die Furcht vor Abgründen und Tiefen hatte sich in ihm eingebrannt.

Das Dorf, so schien es dem Kind, war bewohnt nur von den vielen Verwandten und deren Freunden, niemand und nichts war hier fremd. Der Wind, der durch die Bäume am Haus strich und dem das Kind in seinem Bett liegend nur folgen musste, um in den Schlaf hineinzufinden, jeder sanft bis ins Herz schwingende Glockenton von der nahen Kirche, die zu betreten der Mann dem Kind streng verboten hatte, jeder Hahnenschrei, der den Morgen aus dem Dunkel zog, der Duft frisch umgepflügter Erde hinter dem Haus, wenn warmer Regen die Poren des Bodens geöffnet hatte, alles sprach zu

dem Kind, alles gehörte ihm. Konnte das Kind nicht hinaus, kniete es auf einem Hocker vor dem Fenster in der Küche und blickte, umhüllt von sicherer Nähe und wohligen Geborgensein, weit über Felder von gelb blühendem Raps oder duftendem Korn bis zu den bewaldeten Bergen am Horizont.

Schon bin ich an den Punkt gekommen, an dem zu klären ist, was ich in dieser Geschichte will. Warum kann ich nicht einfach sagen, das Kind bin ich. Ich bin das Kind. Aber was habe ich denn schon noch mit dem Kind gemein? Ich will mich da so weit wie möglich heraushalten. Es wird nicht viel zu reden sein von mir. Aber nun doch dies: Jener Anblick ist für mich immer und ewig das Maß für einen glücklichen Ort geblieben. Meine Augen hatten dieses Bild irgendwohin in meinen Kopf kopiert und als Sehnsucht gespeichert, ohne dass ich wusste, wo es entstanden war, und erst viele Jahre später, wenn ich zum ersten Mal wieder vor diesem Kinderfenster stehe und hinaussehe und mich eine längst vergessene Geborgenheit umhüllt, erkenne ich es. Und meine Augen offenbar hatten mich, als ich viel später einen Ort zum Leben suchte, in jenes Haus in einem ganz anderen, weit entfernten Dorf geführt und zu bleiben geheißen: gelbe Rapsfelder vor den Hügeln, in der heißen Sonne schon nach warmem Brot duftende Kornfelder und wilde Blumenwiesen bis an die bewaldeten Berge am Horizont. Ich hatte dieses Bild aus den Kindertagen wiedergefunden, das ich längst vergessen hatte. Immer glaubte ich, frei genug zu sein, von diesem, wie mir schien, beliebigen Ort, an dem ich mich niedergelassen hatte, auch jederzeit wieder weggehen zu können. Nie habe ich es gekonnt. Nun weiß ich, dass ich dort werde bleiben müssen. Oder ich kann jetzt gehen und ihn überall hin mitnehmen.

Die Frau wirtschaftete hinter dem Haus in ihrem großen Garten, in dem alles wuchs, was man brauchte. Sie konnte es ernten, in Gläsern und im Keller lagern, an Kaninchen oder Schweine verfüttern. Nur ganz in der Ecke wuchsen ein paar Blumen, Löwenmaul, Astern, Margeriten, mehr nicht. Am liebsten aber waren dem Kind die zarten Schneeglöckchen, Märzenbecher und Krokusse, die die Frau nie in die Erde gebracht hatte, die mit den Mäusen aus den benachbarten Gärten zu ihnen gewandert waren und nun, immer wieder überraschend, irgendwo durch den noch kalten Boden brachen. Das Kind nahm sich jedes Jahr wieder vor, die anrührenden reinen, weißen oder grünbesäumten Glocken nicht zu vergessen, doch dann wuchs das üppige Gras darüber und bald waren auch noch die grünen Samenballons verschwunden, in die sich die verblühten Glocken verwandelt hatten, und nichts erinnerte mehr an sie. Auch das Kind wusste nicht mehr, wo sie sich gezeigt hatten. Es pflückte immer wieder einen neuen Strauß mit Wiesenblumen, legte sich eine Sonne aus zum Kranz gewundenen Löwenzahnblüten aufs Haar, erntete mit der Frau zusammen Salat, Gurken und Kartoffeln, aß die Früchte, die gerade reif waren. Wie alle anderen ging die Frau mit dem Kind in den Wald, Pilze suchen, Beeren pflücken und Kräuter sammeln für den Tee, von dem sie jeden Tag eine große Kanne aufbrühte. Zum Pilzesuchen und Holzmachen für den Winter kam auch der Mann manchmal mit.

Man sprach miteinander auf der Dorfstraße, wenn man sich zufällig traf, kurz und belanglos ernst die Männer (denn um länger zu reden, laut zu werden und sich auf die Schultern zu klopfen, brauchten sie die Kneipe), wortreich und nur scheinbar über Umwege aufs Ziel los sprachen die Frauen. Hatten sie erfahren, was sie wissen wollten, fiel ihnen wieder ein, man habe doch keine Zeit.

Alles war an seinem rechten Platz hier, wie es zu sein hatte in dem Paradies des Kindes.

Aber war es je das Paradies des Mannes gewesen? Und wie viel will ich eigentlich wissen von ihm? Und müsste ich dann nicht auch wieder die Geschichten davor und dahinter und daneben noch kennen? Wie bei dieser hölzernen, bunten, lackbemalten Matrjoschkapuppe: Öffnet man ihren Bauch, steckt in ihm die nächste Figur, etwas kleiner nur, aber ebenso bunt, und auch sie lässt sich öffnen und eine weitere Puppe kommt hervor, und wieder und wieder und noch einmal, bis eine nicht mehr teilbare, winzige übrigbleibt, die aber noch immer der ersten, größten Puppe gleichsieht, die sie alle in sich trug. So müssten eigentlich Geschichten sein. Aber immer nimmt man sich die eine große Puppe her und erzählt von ihr und ich staune, warum man genau diese Geschichte schreibt, nicht etwa eine ganz andere.

Einmal habe ich ein Buch gelesen, das mich zum Weinen berührt hat. Es erzählt von einer Vaterfamilie, die Geschichte der Mutterfamilie bleibt immer am Rande liegen, denn die Vatergroßmutter meint, die Mutterfamilie sei unwichtig, nichts Besonderes, was hätten die schon erlebt und auszuhalten gehabt. Und dann liest man in einem Satz, dass die zwei Partisanensöhne der immer gebeugt und stumm in der Ecke sitzenden alten Muttergroßmutter erschossen worden sind. Aber das war nicht der Rede wert. Immer sind es die gleichen Geschichten, die in einer Familie erzählt werden und sich nach vorn drängeln, jeder kennt sie längst und doch werden sie wieder und wieder erzählt, und immer sind es die gleichen Geschichten, über die man schweigt. Aber sie flüstern und raunen sich dann doch hervor.

Der Mann erzählte dem Kind niemals Geschichten aus seiner Kinderzeit. Er erzählte nicht, dass er im Armenhaus des Dorfes aufgewachsen ist, ein Zimmer und eine Küche zu ebener Erde, oben ein unbeheizbarer Raum vollgestellt mit Betten zum Schlafen für die Familie mit den sieben Kindern. Haben sie sich hier angstvoll verkrochen unter der Bettdecke, um das Verröcheln des sterbenden Vaters nicht mehr hören zu müssen, seine Lungen nur noch ein Klumpen aus Steinstaub? Nur die älteren Brüder erinnerten sich manchmal, wie schön es war, wenn sie durch die Felder und Wiesen zum Steinbruch hinter dem Dorf rannten, in der Hand das Kochgeschirr mit dem noch warmen Essen für den Vater, und wie sie dort mit ihm gesessen haben inmitten der gesprengten und von schweren Meißelschlägen gespalteten Felsbrocken und den derben Sprüchen der Männer zugehört und mit ihnen darüber gelacht haben, obwohl sie doch manches gar nicht verstanden. Und einmal nur erzählte er ihnen hier von seinem großen Traum, in die Eisenbahn zu steigen, die in ihrem Dorf hielt, und weit weg zu fahren. Schon als Junge habe er sich das vorgestellt, wenn er seinem Vater, dem Großvater des Mannes, der Kofferträger bei der ersten sächsischen Eisenbahn war, half, das Gepäck der anderen Leute in den Wagen zu schleppen. Aber immer musste er wieder aussteigen, immer fuhr der Zug ohne ihn los in eine unbekannte, alles versprechende Ferne. Nun waren sie dem Vater im Steinbruch sehr nahe, denn sie wussten ja, wie hoffnungslos verloren man sich da fühlt.

Die Mutter zog ihre Kinder nach dem Tod des Vaters allein groß, man weiß schon, wie das zuing, es ist alles vorstellbar, ich muss da keine Geschichte draus machen mit Figuren und Konflikten, die ich erfinde und an der Strippe meiner Worte halte. Nie genug zu essen, die Sachen zu groß oder zu klein, abgenutzt schon von den

Geschwistern, nach der Schule immer arbeiten müssen, denn die Bewohner des Armenhauses hatten im Sommer die Wassergräben der Gemeinde frei zu halten und zu reinigen und im Winter Schnee zu schippen auf den Straßen, und wenn dann noch Zeit blieb, halfen sie den Bauern auf dem Feld oder im Stall für ein paar Eier oder Kartoffeln oder ein Brot. Und dankbar sein für alles. Und immer höflich und nett sein zu den alten Weibern im Dorf, die sich, während er den Platz vor dem Gemeindeamt fegte, laut darüber unterhielten, wie schrecklich das alles sein muss für die armen Kinder und die arme Mutter, so ganz allein, und dem Jungen übers Haar streichen wollten, und er musste den Kopf dafür hinhalten und durfte ihn nicht wegrehen. Und immer folgsam sein, weil die Mutter es so brauchte, sie hatte genug Sorgen schon, da mussten die Kinder nicht auch noch Ärger machen, vor allem nicht in der Schule. Aber er war ein guter Schüler, denn, so sagte der Lehrer der Mutter, er sei ein kluger Kopf und folgsam auch, aus ihm könnte mal was werden.

Und wie soll man gar erzählen, was ich viele Jahre nach dem Tod des Mannes entdeckte, als die Kiste mit den alten Familienurkunden zu mir ins Haus kommt und mir das Herz fast stillsteht, weil ich sehe, die Mutter des Mannes, meine Großmutter, war geboren im Herrenhaus des Nachbardorfes. Der Grundbesitzer hatte 1880 im Gemeindeamt angezeigt, dass seine Frau ein Mädchen geboren habe, der Vater aber sei er nicht. Erst Jahre später findet sich ein Vermerk, dass ein armer Häusler aus einem anderen Dorf die Vaterschaft für die Tochter der Frau Grundbesitzerin anerkennt.

Es interessiert mich nicht, ob es eine schöne und tragische Liebe war zwischen der reichen Frau und dem armen Bauern oder einfach nur eine Lust des Fleisches. Ich will mir keine Geschichte darum bauen, warum der Grundbesitzer seine Frau mit diesem Kind nicht

gleich aus dem Haus warf und das kleine Mädchen hier aufwachsen durfte, wohl ohne die Not kennenlernen zu müssen, aber gewiss schon früh wissend, ein Kind der Schande zu sein. Als die Grundbesitzersfrau einige Jahre später starb, konnte der betrogene Mann das halbwüchsige Mädchen endlich weggeben, dorthin, wohin es gehörte, in die Kate ihres leiblichen Vaters, dem sie diente, bis er sie bald schon mit dem geringsten Steinbrucharbeiter verheiratete, der nichts besaß, kein Haus, keinen Hof, kein Feld, kein Vieh.

Was für eine unglaubliche Geschichte, die es doch, so meint man, im wirklichen Leben gar nicht geben konnte. Meine Großmutter war die Figur in einem bösen, trostlosen Märchen ohne glückseliges Ende. Einen Roman könnte man daraus machen, würden die Leute sagen. Ja, dann sollen sie ihn sich doch daraus machen. Ich kann hier jetzt nicht jeder Geschichte hinterherrennen. Ich bin zu alt dafür und säe ja nicht im Frühjahr und habe dann Zeit und sehe alles wachsen und ernte die Früchte, bevor es Winter ist. Es muss schön sein, im Herbst eines Lebens die Ernte einfahren zu können. Ich aber lege meine Worte in eine sonnenmüde, hartgedörrte Erde, die Tage schon kalt und kurz und zählbar bis zum ersten Frost, bald liegt der Winterschnee darüber, der Frühling fern und meine Sache dann nicht mehr.

Eigentlich will ich nur meinen Kindern erzählen, wie es gewesen ist. Aber was soll ihnen mein zurechtgeschriebenes Leben. Es wird so sein wie mit den vielen Büchern, die wir im Haus angesammelt haben und die jede freie Wand füllen. Sie wollen sie nicht haben und sehen sie unmutig an, eines Tages werden sie alle mühsam aus dem Haus räumen müssen, denn wer später hier wohnt, will sein eigenes Bücherleben haben, da müssen die Regale leer sein, ein paar vielleicht, die bleiben. Und so ist es recht.

Ich sehe nur den Mann vor mir, der mein Vater wurde. Jetzt, in diesem Augenblick, kann ich ihn Vater nennen und ich leide mit ihm, dem Jungen im Armenhaus, der von den anderen Kindern auch noch verlacht wird für seine Mutter, die so tief hinunter musste in ein Elend und der Junge und seine Geschwister mit ihr. Seine Mutter, die von den Dorfbewohnern doch nur scheinheilige Häme erfuhr und gar nicht demütig genug sein konnte, beschloss schließlich, stolz zu sein und nicht vom Hass zerfressen und bitter zu werden, also nicht Opfer zu sein. Man muss sehr stark und gar nicht stumpf sein, um, wie sie, anzunehmen, was unabänderlich ist, und sich darin so frei wie möglich zu bewegen. Sie konnte immer noch lachen und sich freuen und den Dingen das Beste abgewinnen. Wenigstens musste sie nun nicht jedes Jahr wieder schwanger werden und ein Kind gebären, nachdem ihr Mann krank wurde und gestorben war.

Aber der kleine Junge, der der Mann in dieser Geschichte werden wird, hatte diese Freiheit nicht, er konnte nicht stolz sein, er litt und quälte sich, wenn die anderen ihn verhöhnten und verprügelten, Bettelprinz, Herrchenscheißer, Armleuchter, willst wohl was Besseres sein.

Wie wächst man heran, so gedemütigt, gequält, das Herz überfull von Scham und Pein?

Nur die Geschwister hielten einander, aber selbst in ihrer Rangordnung war er, der Jüngste, immer der Niederste. Musste nachts einer von ihnen auf das Bretterklo an der anderen Seite des Hofes und wollte nicht allein gehen, weckten sie ihn. Er stand dann, die nackten Beine in den Holzpantinen und in seinem dünnen Nachthemd, zitternd und müde draußen vor der stinkenden Hütte und hielt die Laterne für sie, dass sie sich in der undurchdringlichen Finsternis nicht fürchteten. Er glaubte nicht an einen Gott, wie auch

seine Mutter nicht an ihn glaubte, weil er sie dann ja nicht hätte so strafen dürfen. Aber wenn der Junge vor den Brüdern stand, die hochrot die Scheiße aus sich pressten und ihn mit in ihren Gestank hüllten, dann betete er still vor sich hin. Lieber Gott, lass sie schnell fertig werden und lass sie nicht Durchfall haben. Er wusste, er ist ganz tief unten, der Letzte, der Geringste, ein Nichts, aber er schwor sich, es nicht zu bleiben. Er würde hier rauskommen. Wenn er dann, durchfrenen bis ans Herz, wieder im Bett lag und nicht einschlafen konnte, weil er sich von einem Bruder erst noch seinen Platz und ein Stück der gemeinsamen Decke abtrotzen musste, träumte er davon, ein Herr zu sein. Es war ihm nicht wichtig, reich zu sein, aber mächtig wollte er sein, fürchten sollten ihn alle, die ihn heute noch demütigten. Wie genau das gehen sollte, wusste er noch nicht.

Wie alle seine Geschwister schickte die Mutter auch ihn, den Jüngsten, noch in eine Lehre, sie wollte dafür sorgen, dass aus ihren Kindern etwas werden kann, und die Bauern im Dorf und mehr noch ihre Frauen, die die Armenhäuslerjungen gerne als Knechte genommen hätten, hechelten, wie kann die sich das denn leisten. Der Mann wurde Schlosser, jeden Morgen lief er den kurzen Weg in die einzige Fabrik des Dorfes, und nach seiner Schicht legte er ein Stück Metall aus den Händen, zersägt, befeilt, abgeschliffen, genau mit den nötigen Bohrungen versehen, wie es eine Zeichnung vorbestimmt hatte, passend eben. Es war ihm recht so, denn so wollte er seine Arbeit haben.

Eigentlich hätte er den Fängern in den braunen Uniformen ins Netz gehen können, die versprochen, die kleinen Leute mächtig zu machen. Aber die älteren Brüder, Sozis wie einst der Vater, gaben auf ihn acht und erklärten ihm, dass er nicht dort hingehört. Und wirklich waren da schon wieder alle obenauf, die ihn als Kind verlacht hatten, gaben die Söhne aus den ordentlichen Familien des

Fleischers, der Landarbeiter und der Hofbauern, des Pfarrers und natürlich der Gutsbesitzer den herrischen Ton an, den er so gut kannte. Und er wusste, wieder wäre er der Geringste, sie über ihm, er unter ihnen. Als Sohn einer Mutter, die nicht einmal genau nachweisen konnte, wer ihr Vater war, von Ahnen ganz zu schweigen. Nie hat er den Makel seiner Herkunft deutlicher gespürt. Er hasste die Nazis dafür, was sonst.

Auch den Vater des Mädchens, das er liebte, hasste und verachtete er. Sie war die Tochter eines Steuerprüfers, für den die Brüder ein neues, großes Haus im Dorf bauten, er half ihnen und wusste gleich, dass er das Mädchen haben wollte. Aber natürlich suchte der Steuerbeamte etwas Besseres für seine Tochter. Er war ein kleiner Mann mit rundem Kopf, den er, ohnehin nahezu halslos, beim Reden noch tiefer in seinen Körper zu ziehen und zu schützen suchte wie eine Schildkröte, denn er stotterte. Immer wenn er zu sprechen anfangen wollte, rang er verzweifelt um den ersten Laut. Und auch mitten im Satz überfiel ihn oft diese Sperre, die er mit hochrotem Kopf erst beiseitekämpfen musste, ehe die Worte wieder hindurchkamen. Er kannte es gar nicht anders, denn, so schien ihm, er hatte nie anders zu sprechen gelernt.

Er war das späte und einzige Kind eines Christenpaares, das in einem fernen Land Eingeborene missioniert hatte, damit sie zum einzig wahren Glauben fänden. Bevor er geboren wurde, kamen sie, anders als die meisten, zurück nach Hause in ihre Gemeinde. In der Schule saß er in einer Klasse mit den Missionarskindern, die von ihren Eltern mit einem großen Schiff in die Heimat zurückgeschickt worden waren, als sie sechs Jahre alt waren, damit sie im Heim ihrer Gemeinschaft aufwachsen konnten, streng nach ihren Geboten und vor allem ihren Glauben liebend. Vielleicht meinten

seine Eltern, sich dafür rechtfertigen zu müssen, nicht wie die anderen auf ihrem Posten geblieben zu sein. Jedenfalls erzogen sie ihren Sohn wohl noch unerbittlicher als die alten Missionare im Heim. Ihr kleiner, stotternder Sohn war immer gefasst darauf, für irgendetwas bestraft werden zu müssen, und dieses Erwarten der Strafe war das Schlimmste.

Noch als alte Frau zog die Tochter des Steuerbeamten den Kopf ein und flüsterte, wenn sie von diesen Großeltern erzählte, bei denen sie die Ferien verbringen musste und die sie bei jedem Vergehen züchtigten. Aber sie stotterte nicht wie ihr Vater, sie verabscheute nur künftig alles, was ihr in der Kirche heilig kommen wollte.

Natürlich wusste die Frau, dass der Mann, den sie liebte, aus dem Armenhaus kam, aber sie versprach ihm, nie davon zu reden. Und wirklich entfuhr ihr später in einem Streit mit ihm vor dem Kind nur ein einziges Mal das Wort Armenhäusler, aber schrill und scharf genug, dass es sich dem Kind für immer in den Kopf schnitt und dort liegenblieb als unerklärliches Rätsel.

Armenhäusler. Sie kannte das Wort aus den Märchen, die sie las. Da sitzt eine kleine, abgehärmte Frau mit ihren vielen Kindern um einen großen Tisch mit einer einzigen, nackten Glühbirne darüber, in der Mitte liegt ein Hering, jedes Kind bekommt von ihr eine dünne Scheibe Brot in die Hand und die kleineren weinen schrecklich vor Hunger. Einer von ihnen also war ihr Vater. Er tut ihr leid.

Hätte das Kind ihn anders sehen, ihn sogar lieben können, hätte sie von seiner Geschichte gewusst? Aber nie mehr in seinem Leben hat der Mann darüber geredet, wo er herkam, wie verzweifelt er war, wütend, wie erbärmlich er sich gefühlt hat, nichts wert, ausgeliefert diesem Dasein und völlig machtlos, etwas dagegen zu tun. Sooft das

Kind den Mann auch nach irgendwelchen Geschichten aus seiner Kindheit fragte, nichts gab es, was der Rede wert gewesen wäre. Blieb er ihr deshalb so beängstigend fremd? Gab es deshalb keinen Weg für sie und andere, auf dem sie ihm hätten näherkommen und ihn schließlich sehen können? Wer war er eigentlich? Die Frau hatte dem Kind einmal alte Fotos von ihm gezeigt, darauf ein großer, hagerer Mann mit einem durch die lange und spitze Nase strengen Gesicht, aber freundlichen Augen und schönen schwarzen Locken. Seine Haare habe sie geliebt, sagte die Frau, aber die hat er dann im Lazarett verloren. Als sie ihn dort besuchte, lagen sie alle auf seinem weißen Kopfkissen, ganze Büschel, und sie kämmte dem Kind weiter die Haare und drückte ihm, halt still, die verhasste Welle ins Haar und klemmte sie mit einer Metallspange fest.

Die Locken hast du von deinem Vater, sagte die Frau und seufzte.

Muss das Kind ihm nicht sogar dankbar sein dafür, dass er nichts von sich erzählte, weil er es sonst doch vielleicht unentrinnbar in sein Leben gezogen hätte?

Der Mann und die Frau, beide endlich befreit aus der Enge ihrer Kinderjahre, gierten nach Liebe und fanden sie miteinander. Heiraten aber konnten sie erst, als die Frau ein Kind erwartete und der Mann die Uniform der Soldaten trug, längst nicht mehr die niederste Charge, und der Widerstand des Steuerberaters gegen ihn plötzlich auch gefährlich politisch war. Aber stotternd warnte der seine Tochter noch immer, der Mann aus dem Armenhaus wird dich unglücklich machen, der ist nicht der rechte für dich, du wirst noch an meine Worte denken. Dann aber beschaffte er für den Mann doch einen passenden Ahnennachweis, damit der seine schwangere Tochter heiraten durfte, noch bevor ihrer beider Sohn geboren wurde.

Da war der Mann schon im Krieg, viele Züge hatten ihn endlich weit hinausgebracht aus dem Dorf in fremde Länder und er hatte nicht wieder aussteigen müssen, bevor sie losfuhren, wie sein Vater, der Kofferträgerjunge. Und schon durfte er zum ersten Mal anderen befehlen, was sie zu tun und was sie zu lassen hatten, und konnte bestrafen, wer ihm nicht gehorchte. Er kommandierte und staunte über seine laute, mächtige, ja bedrohliche Stimme, er sah die Angst in den Augen der Menschen vor ihm, die sich seiner Stimme, seinen Worten unterwarfen, und ein Gefühl großen Glücks durchströmte ihn dabei, so also war das, hatte man Macht über andere. Er marschierte und marschierte und wollte noch weit kommen so. Doch dann wurden ihm irgendwo an der Front im Osten beinahe beide Beine abgeschossen, gerade rechtzeitig, um, wie es schien, noch unbelastet genug zu bleiben für die neue Zeit, die nach dem Krieg beginnen würde. Bis dahin musste er, leicht hinkend noch immer, nur noch hinter der Front Hilfsdienste erledigen, wie er später in seinem Lebenslauf schrieb.

Schon in den ersten Friedenswochen war er zurück im Dorf. Er brachte seine laute, machtvolle Stimme mit und lernte schnell, schuldlos in den Krieg getrieben worden zu sein von den Mächtigen, zu denen er nie gehört hatte, und die deshalb nie wieder nach oben kommen durften, dafür wolle er sorgen, nein, kämpfen, wie er dröhnte. Er war, so wusste er bald, ein neuer Mensch, ein Antifaschist und Sieger der Geschichte, mit ihm würde eine gerechte und bessere Welt kommen, niemand sollte mehr wert sein als der andere, der Boden würde den Bauern gehören, die Fabriken dem Volk. Und nie wieder Krieg.

Der Mann führte in seinem Dorf nun das neue, machtvolle Wort. Gab er den Ton an, als er zusammen mit ein paar Tagelöhnern das

jahrhundertealte Herrenhaus in Brand zu stecken versuchte, das neben der Kirche auf dem Felssporn über dem Fluss thronte und, noch unversehrt, von Malern immer wieder gezeichnet oder in Holz geschnitten worden war? Und machte man ihn deshalb zum Bürgermeister?

Also schritt er über die Felder des Grundbesitzers, der seine Mutter einst aus dem Haus geworfen hatte, in der Hand das große hölzerne Zirkelmaß, und teilte dessen Boden den kleinen Bauern zu, den Tagelöhnern und Umsiedlern, auch die Leute aus dem Armenhaus bekamen ein gutes Stück, dazu noch Wald aus dem herrschaftlichen Forst. Nie hatte er sich glücklicher gefühlt, nie war etwas, das er tat, so gut und richtig.

Lief er jetzt die lange Dorfstraße entlang an den nun zuwachsenden Gräben, die er einst als Junge in glühender Hitze vom Krätzig befreit hatte, nahm er wie selbstverständlich die Grüße der Leute entgegen. Es grüßten die Bauern, die Lehrer, Schmied, Bäcker und Fleischer, selbst der Pfarrer noch. Jedes Guten Tag, begleitet von dankbaren oder auch unsicheren, manchmal aber auch nur scheinheiligen und hassvollen Blicken, fraß er in seinen nach Anerkennung und Respekt gierenden Körper, das hungrige Kind, das er noch immer war und lebenslang blieb. Er wusste, endlich hatte er seinen Weg gefunden, auf dem nie wieder jemand wagen würde, ihn zu verhöhnen. Also konnte und musste doch dieser Weg gut, richtig, vernünftig und gerecht sein. Und was ihn glücklich machte, musste auch das Glück für alle anderen sein, man müsste sie nur zum richtigen fortschrittlichen Denken zwingen, das Menschheitsglück, er würde es in die Welt bringen.

Vielleicht war es hier beim Gehen auf dieser Dorfstraße, als er sich schwor, seinen neuen Genossen dafür immer dankbar und ewig treu zu sein, sie zu lieben und zu ehren, in guten wie in schlechten

Tagen, bis der Tod sie scheiden würde. Zweifellos, bedingungslos, kritiklos, man sagt auch überzeugt, wollte er zu ihnen gehören.

Nur die Frau, die Tochter des Steuerbeamten, passte nicht mehr zu ihm. Waren sie sich fremd geworden, weil er so viele Jahre wie ein Soldat gelebt hatte? Oder wollte er nun, auf dem Weg nach oben, niemanden mehr neben sich haben, der ihn noch kannte, verzweifelt, ängstlich, gedemütigt? Die Frau hatte gemeint, sich seine Liebe auf alle Zeit verdient zu haben, als sie ihn, den Jungen aus dem Armenhaus, heiratete, für ihn ihre Familie verließ, ohne zu wissen, wo es mit ihm hingehen würde. Nun, wo sie ihrem stotternden Vater stolz vorhalten konnte, dass es der Mann zu etwas bringen würde, sei er ihr, meinte sie, schuldig, bei ihr zu bleiben.

Sie wollte aber nicht mitkommen in seine Versammlungen, dieses ewige und heftige Gerede und Geschrei, der Mann immer der lauteste, forscheste, unerbittlichste. Was ging sie seine Politik an, diese ganze neue Zeit. Sie wollte ihn lieben, ihn für sich haben, und sie verstand nicht, warum ihm seine Genossen wichtiger waren als sie und ihrer beider Sohn.

Aber der Mann ließ sich dann doch von ihr scheiden, er wollte frei sein für sein neues Leben mit den richtigen Frauen.

Ja, liebte sie ihn noch – oder demütigte es sie nur, eine verlassene Frau zu sein? Eine Geschiedene, das gab es bisher im Dorf doch nicht.

Wollte sie nur ihrem Vater nicht zugestehen, dass er recht gehabt hatte, als er ihr prophezeite, der Mann taue nichts für sie?

Sie begann einen Kampf um ihn, belauerte ihn, schickte immer wieder den kleinen Sohn zum Vater, der Sohn lockte ihn zurück an den Essenstisch der Frau, die sich nicht sehr anstrengen musste, ihn zum Nachtsch in ihr Bett zu holen. Als sie endlich wieder schwan-

ger war, sagte die Partei dem Mann, er müsse seinen unmoralischen Lebenswandel ordnen, man habe noch viel mit ihm vor.

Der Mann als Bürgermeister brachte also eines Tages der Frau eine neue Heiratsurkunde mit, seine Standesbeamtin hatte sie ihm einfach unterschrieben und fortan taten beide so, als habe es nie eine Scheidung gegeben.

Die Frau stellte einen Antrag, in diese Partei aufgenommen zu werden. Weil die Frau die rechten Worte nicht kannte, diktierte der Mann ihr, was sie schreiben solle. Aber die Frau wollte nun auch selbst da mitmachen und fortschrittlich werden, sie hatte begriffen, dass sie die Genossen und ihre Moral gut brauchen konnte im Kampf um den Mann.

Aber die Politik blieb ihr immer lästig und gleichgültig, und als der Mann ein Leben später gestorben war, trat sie wieder aus.

Der Mann wurde bald schon, wie viele andere Arbeiter und Bauern, von der Partei zum Studium geschickt, denn neue Menschen wurden nun überall gebraucht, die doch gerade noch die alten gewesen waren. Er sollte lernen. Die Partei, die Partei, die hat immer recht, Genossen, es bleibe dabei. Er sollte Staatsanwalt werden, Recht für sie sprechen, er war die Partei, er war das Recht, er war die Waffe, seine Worte die Munition. Der Mann aus dem Armenhaus, ein Staatsanwalt, ein Volksstaatsanwalt, ein Anwalt der Macht, der er für den Rest seines Lebens dankbar und zweifelsfrei dienen wollte. Er wollte lernen, anzuklagen, Menschen zur Ordnung zu rufen, das Maß des rechten Lebens zu sein. Immer im Recht, der Gerechte selbst, der Selbst-Gerechte.

Selten kam er nach Hause in das Dorf, in dem auch seine Familie geblieben war. Fand er sich noch nicht zurecht in seinem fremden

Beruf, ging das niemanden etwas an. Er hatte zu einem Ergebnis zu kommen. Da wusste er schon, Fragen, auf die er keine Antwort geben konnte, durfte es nicht mehr geben.

Leben musste sich von ihm anklagen und verurteilen lassen, war es gut oder böse, richtig oder falsch, recht oder schuldig. Er begriff, dass nun Worte seine Arbeit waren, er der Schraubstock, in dem er sie sägen, feilen, abschleifen, hämmern, schlichten, entgraten, bohren konnte. Eines Tages hatte er sein Wortmateriallager fertig eingerichtet, ordentlich sortiert und in Regalen, Kisten, Fächern, jederzeit verfügbar, es gab nun nichts mehr, was ihm die Sprache verschlagen konnte oder sich nicht hätte bearbeiten lassen, bis es passte in die vorgezeichnete Norm. Er sprach nicht mehr, er verkündete, offenbarte, enthüllte, entlarvte, sendete Botschaften, kontrollierte, erzog, belehrte, argumentierte, beschimpfte, betonte, argwöhnte, kämpfte, erfüllte also die Aufgabe, die man für ihn ausgewählt. Mit ganzem Herzen. Fortschrittlich denken. Parteilich und leidenschaftlich. Die Sache des Sozialismus vertreten. Wachsam. Immer auf der richtigen Seite.

Da hatte er den hellen Mantel, den die Frau ihm genäht hatte, als er zum Studieren fuhr, schon gegen den schweren dunklen Ledermantel getauscht, den trug, wer als künftiger Volksrichter oder Volksstaatsanwalt auf sich hielt, dazu einen großen, schwarzen Hut, der sein Gesicht hart machte. Sollte, wer ihm gegenüberstand, unter der breiten, steifen Krempe hindurch in seine Augen sehen, musste der Mann sie freigeben und seinen Kopf etwas nach oben recken. Bald war ihm auch der heimatliche Dialekt spurlos und unwiederbringlich verloren gegangen, und das Kind und die Frau konnten nicht mehr so tun, als hörten sie die beklemmende Fremdheit seiner Sprache nicht. Der Mann kam nun wieder häufiger zu seiner Familie und führte seine neu gewonnene Wortsicherheit auf der Dorfstraße spazieren.

Mensch, du. Alter Schwede. Jaja. Das Leben noch frisch. Lange nicht gesehen. Na ja. Das waren noch Zeiten. Wir waren schon Kerle. Ganz der Alte. Nichts für ungut. Schon richtig. Weißt ja gar nicht, wie gut ihr es jetzt habt. Sag bloß, dir gehts nicht gut. Na also. Besuch mich mal. In alter Frische.

Und ein ihm selbst noch unbekanntes, doch umso lauterer Lachen schepperte aus ihm heraus und seine Hand schlug es dem anderen auf die Schulter. Glatt und schmutzlos geworden, alle Arbeit in Haus und Garten tat die Frau, hatten seine Hände seither fremd und beinahe beschäftigungslos an seinem Körper gehangen. Der andere auf der Straße zuckte zusammen und spannte seine Haut, um dieses schulterklopfende Lachen abzuschütteln, denn es betraf ihn nicht. Er müsse nun weiter, Heu machen für die Viecher, sagte er. Und das Kind spürte, dass etwas falsch war an dem Mann, und wurde verlegen und schämte sich, aber der merkte es nicht.

Er hatte nichts mehr zu tun in diesem Dorf. Fremd geworden ging er nach Hause, holte die Frau aus der Küche (dieses blöde Eingewecke, wenn wir in der Stadt sind, kaufen wir den ganzen Mist sowieso im Laden), das Kind von seinen Spielen (dreckig und laut, wasch dich ja, hast du nichts Anständiges anzuziehen) und spazierte mit der Familie in den Wald. Niemand sonst im Dorf ging einfach so in den Wald, ohne dort etwas zu tun zu haben. Der Mann lief schnell und immer ein paar Schritte vor der Frau und dem Kind her, die miteinander leise redeten, um von ihm nicht gestört zu werden. Aber der Mann wusste gar nichts zu sagen zu ihnen, denn eine Abteilung fehlte in seinem Wortmateriallager, von der er nicht geglaubt hatte, dass er auch sie neu einrichten musste. Das Dorf. Die gute Luft. Die Berge. Und – mit der Familie in die Natur.

Nur seine Mutter, die Frau aus dem Armenhaus, schüttelte den Kopf, wenn ihr Sohn, der Staatsanwalt, seine neue Sprache vor-

führte, und lachte ihn aus. Wie redest du denn, rede vernünftig mit mir.

Es interessiert mich nicht, was aus dem Kind, dem Mann, der Frau geworden wäre, hätten sie dieses Dorf nicht verlassen müssen, es lebt das Paradies ja nur in der Vertreibung daraus.

Ich weiß auch nicht, ob der Mann froh war, als sie endlich wegziehen konnten. Und sollten es ihrer aller Wurzeln sein, die sie nun kappten?

Schon wartete man auf ihn in einer weit entfernten Kreisstadt, in der er der oberste Anwalt des Staates sein sollte.

Ein Möbelwagen kam, und was zuvor das Haus gefüllt hatte, wurde aufgeladen. Zäh und still rang die Frau mit dem Mann um jedes Möbelstück, das bisher gut für sie gewesen war, nun aber zurückgelassen und in der Stadt durch Moderneres ersetzt werden sollte. Manchmal gab sie auf, nur bei den Hunderten Gläsern mit Eingewecktem blieb sie fest. Kein einziges ließ sie zurück, und zum Schluss stellte sie endlich auch noch den großen, schweren Möbelwagen, auf dem sie bisher Gras, Gemüse, Obst, Futter vom Feld in das Haus gekarrt hatte, mit hinein. (Mit dem Wagen voll Knüllpapier, alten Säcken, schmutzigen Flaschen und Gläsern und den paar Lumpen, die die Frau schließlich doch nicht mehr für verwertbar hielt, ratterte das Kind später, den Leinenriemen über die Schulter gelegt, die Hand am eisenkalten Deichselgriff, durch abgelegene Gassen zur weit entfernten Altstoffannahmestelle und schämte sich. Die Spielkameraden würden spotten: Ziege, Ziege meckmeckmeck!) Die Frau ließ nicht ab davon, ihr Dorf mit in diese Stadt zu nehmen.

Sie hatte beschlossen, dem Mann in seinen neuen Arbeitsort weit weg zu folgen, als er immer seltener nach Hause zu ihr kam und

sie in seinen schmutzigen Unterhosen, die er zum Waschen an den Wochenenden mitbrachte, untrügliche, befleckte Zeichen fand, die sie zur Eile trieben. Eine Wohnung war ihnen zugesprochen, aber noch hatten die alten Bewohner keine neue Bleibe gefunden. Es war ihr egal, würden sie eben zunächst in einem Zimmer auf Matratzen bei ihnen schlafen, und wenn sie erst mal da wären, würde sich alles andere finden.

Schon längst saß der Mann neben dem Fahrer, die Frau stieg mit dem Kind zum Hausrat in den dunklen Wagenkasten. Sie konnten nicht mit dem Zug in die Stadt fahren, weil sie dabei sein mussten, wenn alles ausgeladen wurde. Die Frau kannte keinen Menschen dort, und der Mann hatte es abgelehnt, seine ihm untergeordneten Mitarbeiter um Hilfe zu bitten. Er war für klare Verhältnisse, und von allein hatte ihm niemand Hilfe angeboten. Der ältere Sohn würde mit seinem neuen Rennrad hinterherfahren, das er bekommen hatte, damit er sich nicht länger weigerte, sein Dorf zu verlassen. Ohnmächtig gegen die Macht des Vaters und den Zwang der Mutter, fuhr er heulend weg aus seiner Kindheit.

Als der Fahrer die Tür des Möbelwagens zuknallte, fing das Kind heftig zu weinen an, es wusste da schon, unwiederbringlich verloren war, was diese Tür vor ihm verschloss. Es stieg über die Möbel und verkroch sich auf ein Sofa in die hinterste Ecke des Wagens. Sein Weinen legte sich, die schaukelnde Finsternis hatte es einsichtig gemacht und mit ihrer Undurchdringlichkeit hoffnungslos beruhigt. Es suchte vergebens, aber gründlich, noch irgendeinen Lichtpunkt zu finden. Doch nichts gab es mehr, kein Oben und also kein Unten, kein Draußen und also kein Drinnen. Bald würde es auch das Kind nicht mehr geben: Quietschend, rädernd, klirrend, kratzend, ächzend, krachend fing die Dunkelheit schon an, in seinen Körper zu kriechen. Das Kind ließ sie ein, und als es voll davon war, brach es

sie wieder aus. Rechtzeitig hielt die Frau dem Kind einen Topf vor das Gesicht. Das Kind wunderte es, wie schnell sich danach sein Körper wieder auffüllte. Dann dachte es nichts mehr, es war beschäftigt. Kotzen, spucken, pullen, kacken, kotzen. Es fühlte, hörte, roch seinen Körper wieder, war also noch vorhanden. Die Frau ließ es schließlich sein, auf das Kind einzureden, und reichte ihm nur noch einen neuen Topf, wenn der alte gefüllt war. Auch fand sie eine Möglichkeit, sich nützlich zu machen, irgendwo drohten immer Stühle, Regale, Gläser und Flaschen umzufallen, die musste sie festhalten und aufrichten.

Dann öffnete sich die Tür und die Stimme des Mannes verkündete der Frau und dem Kind, die beide vom plötzlich wiedergegebenen Licht ganz blind waren: Da wären wir. Der Mann und die Frau trugen schon die ersten Möbel fort, als auch das Kind vom Wagen sprang, endlich.

Es stand vor einem sehr hohen alten Haus, das war so lang wie die Straße, und in regelmäßigen Abständen waren Fenster und Türen drin, auf denen die Farbe abblätterte. Auf den nächstliegenden Eingang lief das Kind zu, es erreichte, wenn es sich anstrengte, mit seiner Hand gerade die Klinke, dann musste es noch die Schulter zu Hilfe nehmen, um die schwere Eichentür weit genug zu öffnen, in den Hausflur zu kommen. Kalt war er und dumpf und dunkel, und nur durch die sich schon wieder schließende Tür kam ein immer schmaler werdender Lichtstrahl herein. Das Kind ging langsam und staunend und sehr vorsichtig ein paar Schritte, da fiel in seinem Rücken schon die Tür schwer ins Schloss, und nun rannte es los, einen Arm ausgestreckt, um nur schnell jene Klinke zu erreichen, die es am anderen Ende des langen Flures wahrgenommen hatte, bevor es dunkel wurde. Endlich riss das Kind sie auf und stand auf einem engen Hof, eine lange Reihe Mülltonnen neben sich, die

stanken. Der Hof ringsum umstellt von hohen, unverputzten, dreckigen Häuserwänden, viele Fenster in ihnen vergittert mit dicken Eisenstäben, hinter einem von ihnen, so wusste es schon, stand der Dienstschreibtisch des Mannes. Einen alten Schuppen gab es noch, Stein- und Schutthaufen und ölige Fässer und Behälter für Teer. Dazwischen wuchsen Goldrute, wilder Beifuß, schmutzige Kamille, von Läusen besetzt, und ein großer Birnbaum stand auf dem Hof, seine Zweige erreichten ein Fenster der Hinterhauswohnung, in der sie dann lebten.

Ich gestehe es, nur das Kind tut mir leid. Ich gebe zu, ich möchte mich einmischen. Ich bin auf der Seite des Kindes. Helfen aber kann ich ihm nicht, ich muss es auch nicht, denn: Das Kind entdeckt bald seine Fähigkeit, zu überleben und nicht zum Opfer in dieser Geschichte zu werden.

Das Kind musste aber, sie waren gerade angekommen in dieser Stadt, noch krank werden und auf einem Stuhl sitzen ganz nah vor einem Arzt, der nur ein Auge hatte und das andere war ein heruntergeklappter Spiegel mit einem winzigen Loch darin. Hinter ihr saß ein anderer, wie dem Kind schien, riesiger Mann und klemmte ihre Arme und Beine fest, als der weißbeschürzte Arzt sie aufforderte, den Mund weit aufzumachen, und mit zwei schnellen Bewegungen betäubungslos irgendwelche Gewächse aus ihrem Hals riss, ehe sie schreien konnte. Und sie musste dann gleich danach noch diese ansteckende Krankheit in der Isolationsstation des Krankenhauses hinter sich bringen, ewig, wie dem Kind schien, in einem Zimmer mit alten Frauen, nur die Schwestern und Ärzte durften zu ihr. Das weinende Gesicht der Frau sah sie einmal in der Woche hinter einer kleinen Glasscheibe in einer weit entfernten Tür, dazwischen ein

langer Korridor, dem Kind schien sie ein Engel zu sein. Als die Frau das Kind endlich am Weihnachtstag abholen konnte, hatte es verstanden.

Es war in der vorgegebenen Szenerie ein Teil nun, das Kind wusste, es würde sich künftig darin zu bewegen haben. Es verstand, man konnte an diesem Ort geboren werden und aufwachsen, aber man durfte nicht aus einem Paradies hierherkommen und weiterleben wollen. Also gab das Kind ohne zu zögern sein Paradies hin, es vergaß das Dorf, aus dem es gerade erst weggefahren war. Es vergaß gründlich, denn schon kurze Zeit später, die Frau fuhr mit ihm zu Besuch in den alten Ort, war dem Kind alles dort fremd. Nie hatte es in jenem Haus gelebt, nicht die Hände in Gartenerde gesteckt, niemals war es in diesen Kindergarten gegangen, kein einziges Wort fand es in sich für jenen Jungen, seinen angeblich besten Spielkameraden, beängstigend unbekannt waren die umliegenden Wiesen und Wälder, und vergeblich mühte es sich, die weitreichenden Verwandtschaftsbeziehungen der großen Familie zu überschauen. Das Kind sah sich rückhaltlos fremd in diesem Dorf, in dem es nicht gelebt haben konnte, hatte es sich doch gerade erst auf jenem Hinterhof geboren. Und es war sprachlos.

Es blieb dem Kind, die neue Sprache des Mannes zu lernen, jenes Wörtersystem, das einen offenbar, beherrschte man es so wie er, mit zweifelsfreier Sicherheit belohnte und in eine beständige Geborgenheit aufnahm. Arglos vertrauend gab sich das Kind in die Worte des Mannes. Es wollte ihm gut zuhören.

Die Frau suchte für das Kind einen Kindergarten, sie hatte eine einfache Arbeit in einem Büro gefunden, denn zu einer fortschrittlichen Frau gehörte es, arbeiten zu gehen, nicht so wie die Frau ihres Bruders im Dorf, die sie verachtete, weil die zufrieden war mit

Ein Nachsatz

Die Anfänge für dieses Buch liegen in den Jahren 1984 bis 1989. Damals entstanden einzelne Skizzen, in sich geschlossene Kurzgeschichten, für mich noch ohne erkennbaren Zusammenhang.

Ich war Mitte dreißig und lebte mit meinem Mann, dem Dichter Kito Lorenc, und unseren zwei kleinen Söhnen in einem alten Bauernhaus in Wuschke, einem Lausitzer Dorf. Mein Mann verdiente mit seiner literarischen Arbeit das Nötigste und ich konnte schreiben.

Ich hatte 1988 meine ersten Texte an Almut Giesecke geschickt, eine Lektorin vom Aufbau-Verlag, die mit mir arbeiten wollte. Dann kam die Wende und mir war klar, dass nun auch ich wieder zum Lebensunterhalt für unsere Familie beitragen musste. Ich wurde verantwortlich für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Stadt Bautzen.

Und Almut schickte mir die Texte zurück und schrieb, du darfst sie nicht zu tief vergraben, du musst unbedingt weitermachen, sobald du wieder die Zeit dafür hast.

Ich war 59 Jahre alt, als ich meine Texte wieder hervorholte, und erst jetzt verstand ich, dass sie alle miteinander zu tun hatten. Ich fand einen neuen Zugang zu ihnen, als ich begriff, was ich eigentlich schreiben wollte. Die Geschichte eines Kindes, das der Macht der Worte des Vaters, eines Staatsanwaltes in der DDR, ausgeliefert war und sich daraus befreite. Drei, vier der frühen Geschichten und Skizzen habe ich bearbeitet und jetzt in den Romantext integrieren können.

Ich hatte weder Zeit noch Lust, darüber zu sinnieren, ob es zu spät für mich zum Schreiben sei. Ich tat es endlich (und ohne die zitterige Schreibangst meiner Anfänge), ich wusste, dass ich jetzt so weit war, dieses Buch schreiben zu können. Ich weiß nicht, ob ich es eher überhaupt vermocht hätte.

Ich habe meine Arbeit am Text 2016 beendet. Mein Mann hat ihn kurz vor seinem Tod noch lesen können und mich bestärkt, ihn zu veröffentlichen, ebenso wie Elke Erb, über vierzig Jahre lang unsere Sommernachbarin in Wuischke. Sie hat einige sprachliche Korrekturen angeregt, mir wichtige Hinweise gegeben – und mich, genau wie Almut Giesecke, immer wieder angetrieben, mir einen Verlag zur Veröffentlichung zu suchen, als ich das schon aufgeben wollte. Und viele Freunde haben mich ermutigt.

Im Mitteldeutschen Verlag und Roman Pliske habe ich endlich die richtigen Partner gefunden, mit Manfred Jendryschik habe ich die Endfassung erarbeitet. – Ihnen allen danke ich.

Januar 2022